Auf der Suche nach der verlorenen Erzählung : das Thema "Schweiz - Zweiter Weltkrieg" in Schule und Öffentlichkeit : Ergänzungen zu Regula Ludi

Autor(en): **Schär, Bernhard C. / Sperisen, Vera / Peter, Nicole**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **21 (2014)**

Heft 1: **Entzogene Freiheit : Freiheitsstrafe und Freiheitsentzug = Le retrait de la liberté : peine privative de liberté et privation de liberté**

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-650743

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Auf der Suche nach der verlorenen Erzählung

Das Thema «Schweiz – Zweiter Weltkrieg» in Schule und Öffentlichkeit. Ergänzungen zu Regula Ludi

Bernhard C. Schär, Vera Sperisen, Nicole Peter, Nicole Burgermeister, Nadine Fink

In *traverse* 1 (2013) diskutiert Regula Ludi die Frage, wie die Forschungsergebnisse der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) einerseits von der Wissenschaft sowie andererseits von der geschichtspolitischen Rechten rezipiert wurden. Ludi kommt zu einem durchzogenen Ergebnis. Eine eigentliche wissenschaftliche Debatte sei ausgeblieben. Mit den UEK-Ergebnissen hätten sich vor allem Forschende beschäftigt, die entweder selbst Mitglieder oder Angestellte der Kommission waren oder aber die Arbeit der UEK journalistisch begleitet hätten. Ludi spricht von einer «selbstreferenziellen [...] zirkulären Rezeptionsgeschichte». (282) Inhaltlich habe die UEK kaum neue Einsichten produziert. Auch das «methodische Innovationspotential» der Forschung solle «nicht überschätzt werden». (280) Die UEK-Erzählung füge sich «relativ nahtlos» in den jüngsten Trend der erneuerten Nationalgeschichtsschreibung ein. Dieser greife zwar kritische Aspekte der Vergangenheit auf, bleibe konzeptionell indes «doch eher konventionell» (ebd.): Anstatt die Entscheidungseliten sozialgeschichtlich klar zu konturieren und als zentrales Subjekt der Erzählung auszuweisen, werde Elitengeschichte mit Schweizergeschichte gleichgesetzt. Unbeachtet seien auch die von feministischer Seite vorgebrachten Argumente geblieben, dass «die Schweiz» in der Kriegszeit durch zahlreiche Binnenhierarchien zwischen den Geschlechtern strukturiert war. So kam es, dass die UEK-Erzählung zwar von nationalkonservativer Seite angefeindet wurde, mit dieser jedoch ein zentrales Merkmal teilt: Der Fokus auf eine als relativ homogen imaginierte Nation. Inwiefern gelang es der UEK nun, ihr erneuertes Nationalnarrativ gegenüber den Mythen der geschichtspolitischen Rechten durchzusetzen? Ludi äussert sich hierzu auffallend zurückhaltend. Zwar sieht sie den «Reduit-Mythos» im «Rückzugsgefecht». Was an seine Stelle tritt, bleibt offen. Die UEK-Forschung sieht Ludi lediglich als «Bastion gegen allzu dreiste Instrumentalisierungen der Vergangenheit». (289)

Wie steht es aber mit dem Geschichtsbild einer breiteren Öffentlichkeit ausserhalb der «selbstreferenziellen» Historikerzunft und ihren geschichtspolitischen Kontrahenten? Wie Ludi festhält, handelt es sich bei dieser Frage um ein wich-

tiges Desiderat der Forschung. Dank verschiedener jüngst abgeschlossener Forschungsprojekte lassen sich allmählich empirisch belastbare Aussagen dazu machen. Ich habe vier Kolleginnen gebeten, gemeinsam mit mir einige Ergebnisse dieser Projekte in thesenhaft verdichteter Weise zusammen zu fassen und mit Regula Ludis Analyse in Bezug zu setzen. Entstanden sind die nachfolgenden drei Texte über die Aneignung der UEK-Forschungen respektive des Themas «Schweiz – Zweiter Weltkrieg» im schulischen Geschichtsunterricht der Deutschschweiz (Schär, Sperisen), in einer weiteren Deutschschweizer Öffentlichkeit (Peter, Burgermeister) sowie unter westschweizerischen Schulkindern (Fink). Auf inhaltlicher Ebene geben die Beiträge Einblicke in die gesellschaftlichen Mechanismen, mit denen auf die Identitätskrise der 1990er-Jahre reagiert und nach einer erneuerten nationalen Erzählung gerungen wird. Auf konzeptioneller Ebene legen sie nahe, Ludis Formulierung der Problemstellung etwas zu modifizieren. Zu Fragen ist nicht so sehr nach der «Diffusion» und «Popularisierung» (278) von historischem Expertenwissen in die Öffentlichkeit. Sinnvoller scheint ein konstruktivistischer Ansatz: Historisches Expertenwissen trifft ausserhalb der Universität auf spezifische Logiken anderer gesellschaftlicher Felder und ihrer konkurrierenden Erzählungen. Die Akteurinnen und Akteure dieser Felder eignen sich historisches Expertenwissen nicht bloss passiv an, sondern transformieren es. Wie sich im konkreten Fall zeigt, sind die Transformationsleistungen erheblich. Pointiert ausgedrückt lautet die Problemstellung daher: Welche Relevanz hat die UEK – respektive die Geschichtswissenschaft – überhaupt für den gesellschaftlichen Umgang mit Geschichte? Die Frage wird am Ende der drei Beiträge nochmals aufgegriffen.

Bernhard C. Schär

Worum geht es eigentlich? Zur politischen und didaktischen Entschärfung von «Bergier» im Geschichtsunterricht

Im Jahr 2006 erschien das Geschichtslehrmittel *Hinschauen und Nachfragen. Die Schweiz und die Zeit des Nationalsozialismus im Licht aktueller Fragen* (Lehrmittelverlag Zürich). Das Autorenteam bestand aus zwei ehemaligen UEK-Mitarbeitenden – Barbara Bonhage und Gregor Spuhler – sowie zwei unserer Kollegen aus der Geschichtsdidaktik: Peter Gautschi und Jan Hodel. Mit Blick auf die von Regula Ludi angestossene Debatte über die UEK-Rezeption zeigt die Analyse dieses für die Sekundarstufen 1 und 2 konzipierten Buches: Die Schule ist ein hochgradig vorstrukturiertes Feld, in welchem historisches Expertenwissen nicht einfach vermittelt und angeeignet, sondern transformiert wird. Im

konkreten Fall lässt sich von einer diskursiven Entschärfung der gesellschaftlich brisanten Ergebnisse der UEK sprechen. Wir legen zuerst dar, wie sich diese Entschärfung im Lehrmittel manifestiert und offerieren sodann eine Erklärung für dieses Phänomen.[1]

«Keine vorgefertigten Antworten»

Der Haupttitel des Buches nimmt weder auf die UEK noch auf das Thema Bezug, sondern auf zwei Tätigkeiten, «Hinschauen und Nachfragen». Der Untertitel besteht aus zwei Teilen: «Die Schweiz und die Zeit des Nationalsozialismus» und «im Licht aktueller Fragen». Beide Formulierungen sind auffallend vage, lassen sich doch etwa sehr viele «aktuelle» Fragen vorstellen, die man zum Thema formulieren könnte. Diese Vagheit setzt sich bei der Formulierung der Bildungsziele fort. Das Buch solle, so heisst es im Vorwort, Jugendliche dabei unterstützen, «denselben Sachverhalt unter verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten, immer wieder neu zu befragen und je nach Standpunkt neue Antworten zu entwickeln.» (7) Das Lehrmittel wolle «keine vorgefertigten Antworten» liefern, sondern lediglich «zum genauen Hinschauen auf die Schweiz und die Zeit des Zweiten Weltkriegs beitragen und zum Nachfragen sowohl anregen als auch anleiten». (5) An anderer Stelle heisst es: «‹Hinschauen und Nachfragen› hält keine endgültige Wahrheit bereit über die Geschichte der Schweiz zur Zeit des Nationalsozialismus.» (7)

Das primäre Ziel des Lehrmittels ist es also nicht, Jugendlichen einen Zugang zur Arbeitsweise und den Forschungsergebnissen der UEK zu verschaffen. Das Ziel ist vielmehr, einen nicht näher definierten «Sachverhalt» zu betrachten. Was das genau heisst, bleibt schwer zu verstehen. So bleibt namentlich unklar, von welchem Gegenstand das Buch handelt, respektive worauf Lesende genau «hinschauen» sollen: Auf die Kriegsvergangenheit selbst (etwa mittels Quellen)? Auf die UEK-Interpretation dieser Vergangenheit? Oder auf eine neue Interpretation des Autorenteams? Das Lehrmittel gibt also seinen epistemischen Standpunkt nicht preis. Obschon es «keine endgültigen Wahrheiten» erzählen will, jedoch nicht darum herumkommt zumindest eine vorläufige Wahrheit zu erzählen, bleibt unklar, welche und wessen Erzählung es offeriert. Und so bleibt auch unklar, welchen Status die UEK-Erzählung im Rahmen der Gesamterzählung des Buches hat.

«Die Schweiz»: Ambivalente Elite und unschuldige «Gesellschaft»

Inhaltlich lassen sich in dieser unsicheren Erzählung zwei Narrative unterscheiden: Eines bezieht sich auf die Zeit der 1930er- und 40er-Jahre, das andere auf die Geschichte der 1980er- und 90er-Jahre. Das zentrale Subjekt beider Narrative ist «die Schweiz». Rund 1030 Mal taucht dieser Kollektivsingular

auf den 140 Textseiten auf. Hier gehen wir nur auf das erste Narrativ, jenes zu den 1930er- und 40er-Jahren, ein. Es zerfällt seinerseits in zwei Erzählstränge. Im ersten dominierenden Strang wird «die Schweiz» durch die historischen Entscheidungseliten der Kriegszeit repräsentiert. Dieser Strang dominiert vor allem im Textteil des Buches. In den zahlreichen Abbildungen des Lehrmittels sind die Eliten dagegen unterrepräsentiert. Insbesondere Akteure aus der Wirtschaft bleiben anonym. Die Bildsprache des Buches bildet den zweiten, untergeordneten Erzählstrang des Buches. Er handelt primär von der «Gesellschaft», also von der Schweiz der kleinen Leute, die im Text kaum und falls doch als relativ konfliktlose, homogene Einheit präsentiert werden. Die Kategorie der «Gesellschaft» bildet die positiv konnotierte Kontrastfigur zur Entscheidungselite in Politik und Wirtschaft. Während das Verhalten der Entscheidungsträger gegenüber dem NS-Regime als ambivalent erscheint – einige nutzten ihre Handlungsspielräume zugunsten der Opfer des NS-Regimes, andere versuchten sich mit vorauseilendem Entgegenkommen Vorteile zu verschaffen –, erscheinen die Repräsentanten der «Gesellschaft» grossmehrheitlich positiv. Das «verpasste Rendez-vous mit der Fachdisziplin», wie Regula Ludi den relativ herkömmlichen nationalgeschichtlichen Ansatz der UEK charakterisierte, der binnengesellschaftliche Hierarchien höchstens implizit thematisiert, reproduziert sich also auch in *Hinschauen und Nachfragen*.

«Die Schweiz war ... nicht verantwortlich»

Ein weiteres Strukturmerkmal des Lehrmittels bildet der ausgesprochen zurückhaltende Sprachgebrauch. Zur Erinnerung: Die UEK hatte ihre Befunde in Thesen formuliert, die für Kontroversen sorgten. Zwei Beispiele: 1) «Gemessen an ihren vormals humanitären und asylpolitischen Vorstellungen verfehlte die neutrale Schweiz in der Flüchtlingspolitik nicht nur den selbstgesteckten Standard, sondern verstiess auch gegen elementare Gebote der Menschlichkeit.» (Schlussbericht, 523) 2) «Damit trug die Schweiz dazu bei, dass die Nationalsozialisten ihre Ziele erreichen konnten.» (Schlussbericht, 526)

Im Kontrast dazu formuliert *Hinschauen und Nachfragen* überhaupt keine synthetisierenden Thesen. Die einzige explizite These des Buches ist negativ formuliert. Sie findet sich dafür gleich an drei Stellen, wo darüber berichtet wird, was historisch *nicht* der Fall war, nämlich: «Die Schweiz [...] war für die von Deutschland verübten Verbrechen nicht verantwortlich.»[2]

Wofür «die Schweiz» – positiv formuliert – laut UEK «verantwortlich» sein soll, wird nirgends explizit ausformuliert, sondern durch das Arrangement von Darstellungstexten, Arbeitsmaterialien und Lernaufgaben lediglich nahe gelegt, damit Jugendliche «selbständig» darauf kommen können. Vereinfacht gesagt: Das Buch sagt nirgends explizit, worum es im Kern überhaupt geht. Nämlich

dass die Schweiz indirekt am Holocaust beteiligt war. Die historische Beziehung der Schweiz zu NS-Deutschland bleibt über weite Strecken eine begriffslose, die mit grösster Abstraktion als «Sachverhalt», als «Verhalten» und so weiter beschrieben wird. Die Sprache, mit welcher die UEK ihre Hauptbefunde zu Thesen zusammenfasste, wird den Jugendlichen vorenthalten. Sie sollen den «Sachverhalt» selbst interpretieren.
Wie sind nun diese Strukturmerkmale – die unklare Beziehung zur UEK und die zurückhaltende Sprache – zu erklären? Wir sehen zwei Erklärungen. Die erste ist machtpolitischer Natur.

«Keine offizielle Geschichtsschreibung»

Das Lehrmittel wurde 2003 von der sozialdemokratischen Zürcher Erziehungsdirektorin Regine Aeppli in Auftrag gegeben. Zu diesem Zeitpunkt hatte der internationale Druck auf die Schweiz, der 1996 die Einsetzung der UEK überhaupt ermöglichte, nachgelassen. Dies stärkte die binnenhelvetische Opposition bestehend aus Aktivisten der sogenannten Aktivdienstgeneration und der SVP gegen das neue Geschichtsbild der UEK. Kritische Interventionen im Zürcher Kantonsparlament und in der Öffentlichkeit führten zur Einrichtung eines sogenannten Beirats, der die Herstellung des Lehrmittels «begleiten» sollte. Nebst Vertretern der UEK nahm darin auch der ehemalige Urner CVP-Ständerat Franz Muheim Einsitz, ein Mitglied der Aktivdienstlervereinigung «Arbeitskreis gelebte Geschichte». Seine Qualifikation für dieses Mandat war weder geschichtswissenschaftlicher, noch pädagogischer oder geschichtsdidaktischer sondern rein geschichtspolitischer Art. Er sollte, wie der «Arbeitskreis gelebte Geschichte» festhielt, verhindern, dass im Lehrmittel zu viel «Unsinn» geschrieben werde.[3] Die sprachliche und epistemische Distanznahme des Lehrmittels zur UEK kann in diesem Kontext als unbewusste Reaktion auf den erheblichen Druck aus der geschichtspolitischen Rechten gesehen werden. Da in der Schweiz kein inhaltlicher Konsens darüber besteht, wie in der Schule über das Thema «Schweiz – Zweiter Weltkrieg» gesprochen werden soll, verlagerte sich der Diskurs auf eine abstrakte Ebene, welche die Distanz zur UEK hervorstreicht. In diesem Sinn definierte auch die verantwortliche Erziehungsdirektorin Regina Aeppli das Buch anlässlich seines Erscheinens 2006 nur noch negativ darüber, «was das neue Lehrmittel nicht sein sollte und auch nicht geworden ist: Es ist weder eine blosse Zusammenfassung der Arbeiten der Unabhängigen Expertenkommission, noch ist es eine ‹offizielle› Geschichtsschreibung». Was das Lehrmittel – positiv formuliert – inhaltlich ist und sein sollte, blieb auch in den Referaten des Autorenteams unausgesprochen.[4]

Die Kompetenzorientierung

Die zweite Erklärung für die Distanznahme des Lehrmittels zur UEK ist fachdidaktischer Natur. Aus Gründen, die nicht zuletzt mit der Erfahrung der politischen Instrumentalisierung von Geschichtswissenschaft und schulischem Geschichtsunterricht im Nationalsozialismus zu tun haben, ist die deutschsprachige Geschichtsdidaktik seit den 1970er-Jahren darum bemüht, eine überparteiliche und vermeintlich unpolitische Theorie der Geschichtsdidaktik zu entwickeln. Begünstigt wurde dieser Prozess durch den pädagogischen Paradigmenwechsel seit der Jahrtausendwende, der als primäres Bildungsziel nicht mehr die Vermittlung von Wissen, sondern die Förderung von sogenannten Kompetenzen postuliert. Die allgemeine Idee der Kompetenzorientierung schlägt sich auch im Titel des Lehrmittels nieder.[5] Der Haupttitel bezieht sich nicht auf den politisch kontroversen Inhalt des Buches, sondern auf zwei vermeintlich genuin historische Fähigkeiten, «Hinschauen und Nachfragen». Das im Untertitel nur vage formulierte Buchthema – «Die Schweiz und die Zeit des Nationalsozialismus» – soll also im Dienst des Erlernens von Fähigkeiten historischen Denkens stehen. Bei genauerer Hinsicht zeigen sich jedoch zwei Probleme: Zum einen unterläuft das Lehrmittel sein eigenes Programm. Da unklar bleibt, welches der Gegenstand des Buches ist, kann auch kein kompetenter Umgang damit erlernt werden. So vermittelt das Buch das neue UEK-Geschichtsbild, das – wie in allen übrigen westlichen Ländern – den Holocaust in die eigene Nationalgeschichte integriert, auf subtile Weise gewissermassen durch die Hintertür. Zum anderen zeigt gerade die Geschichte der Schweiz, dass es keine neutralen Standpunkte ausserhalb der politischen Sphäre gibt. Historisches Lernen ist, wie jedes Lernen, unhintergehbar mit dem Erlernen einer entsprechenden Sprache verbunden. Der vermeintlich neutrale Standpunkt der Fachdidaktik entpuppt sich so zumindest indirekt als parteiisch. Indem sie die expliziten UEK-Thesen auf den nur negativ formulierbaren geschichtspolitischen Minimalkonsens («Die Schweiz war für deutsche Verbrechen nicht verantwortlich.») reduziert, fördert sie die Distanz zwischen Schule und Wissenschaft (hier: der UEK) anstatt sie zu überbrücken. Die Fernhaltung der Sprache der UEK aus der Schule dient zudem letztlich jenen politischen Kreisen, die in Opposition zur kritischen Geschichtswissenschaft stehen.

Fazit

Drei Folgerungen lassen sich aus dieser Analyse ableiten. Erstens scheint es angezeigt, die Reflexion der neueren «kompetenzorientierten» Fachdidaktik über ihren gesellschaftspolitischen Standpunkt und ihr Verhältnis zur Geschichtswissenschaft weiter zu vertiefen. Zweitens zeigt das Beispiel, dass geschichtswissenschaftliches Wissen nicht einfach aus den Universitäten in die Schulen «diffundiert», sondern dort auf (bildungs)politisch vorstrukturierte

Räume trifft, in welchen dieses Wissen transformiert wird. Drittens setzt sich das «verpasste Rendez-vous» (Ludi) mit neueren geschichtswissenschaftlichen Ansätzen im Lehrmittel fort. Auch dieses erzählt eine (entschärft formulierte) Nationalgeschichte der Schweiz, die sich jedoch als fragmentiertes Subjekt entpuppt: Einer ambivalenten Elite steht eine homogene und unschuldige Gesellschaft gegenüber.

Bernhard C. Schär und Vera Sperisen

Keine (Gebrauchs-)Geschichte? Der Zweite Weltkrieg im Gespräch zwischen den Generationen

«Ich habe das Gefühl, das ist allmählich erledigt.» – Diese Worte von Theo C. (Jahrgang 1969) beziehen sich auf die Auseinandersetzung um die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs und stammen aus einem Interview, das im Rahmen des Forschungsprojekts «Der Zweite Weltkrieg in der Gegenwart. Intergenerationelle Erinnerung und Wandel des Geschichtsbewusstseins in der Schweiz» entstanden ist. In den Jahren 2007–2009 haben wir im Rahmen dieses Projekts 20 intergenerationell zusammengesetzte Gruppendiskussionen mit Familien durchgeführt und mittels Verfahren der qualitativen Sozialforschung analysiert.[6] Uns interessierte, wie gut ein Jahrzehnt nach Erscheinen des UEK-Schlussberichts in der schweizerischen Bevölkerung die Rolle der Schweiz während Nationalsozialismus, Weltkrieg und Holocaust vergegenwärtigt wird. Insgesamt haben 72 Personen unterschiedlichen sozialen und politischen Hintergrunds sowie aus verschiedenen Regionen der deutschsprachigen Schweiz teilgenommen. Forschungsprojekte wie unseres beleuchten die Diffusion von Forschungsergebnissen und den «Wandel im Geschichtsbild und im Geschichtsbewusstsein breiterer Gesellschaftsschichten», wie Regula Ludi es in ihrem Beitrag «Die Historisierung der Erinnerung» noch als Desideratum der Forschung formuliert hat. Die von uns initiierten Gruppendiskussionen bieten Einblick darin, wie heute in einer breiten Bevölkerung über die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs gesprochen wird, welche Bilder vorhanden sind, aber auch wie über die Ende der 1990er-Jahre erfolgte Vergangenheitsaufarbeitung gedacht wird.
Dass ein «Rendez-vous» mit der Weltgeschichte verpasst worden wäre,[7] lässt sich durch unsere Forschung nicht bestätigen. Vielmehr zeigt sich ein ambivalentes Bild. So haben wir feststellen können, dass auch beinahe zwei Jahrzehnte nach Abklingen der geschichtspolitischen Debatten das Thema noch immer emotional und normativ besetzt ist und für Konflikte und Kontroversen zu sorgen vermag. Die Debatten der 1990er-Jahre sind denn auch der zentrale Bezugspunkt, vor dessen Hintergrund die Rolle der Schweiz während der Kriegsjahre in den In-

terviews diskutiert wird. Die seit den 1990er-Jahren international zunehmende Bedeutung der Holocausterinnerung bildet dabei in allen Gruppendiskussionen den Referenzrahmen. Die Vorstellung, dass dem Holocaust ein wichtiger Stellenwert im Erinnern zukommen sollte, scheint im kommunikativen Erinnern, ähnlich wie in anderen europäischen Ländern, etabliert.[8] Auch die Rolle der Schweiz wird vor dem Hintergrund dieses Referenzrahmens diskutiert. Dessen Präsenz zeigt sich oftmals weniger in Form historischen Wissens über die damaligen Ereignisse als vielmehr daran, dass viele InterviewpartnerInnen Fragen nach Schuld und Verantwortung auf einer Metaebene diskutieren. Diskussionen darüber, wer überhaupt zu Urteilen über vergangenes Tun legitimiert sei, und das Verhandeln von Sinn und Nutzen der Vergangenheitsaufarbeitung erweisen sich als zentraler Bestandteil kommunikativen Erinnerns in der Bevölkerung. Die im Beitrag von Regula Ludi formulierten Thesen zur Rezeption, Deutungshoheit und Gebrauchswert vergleichen wir nachfolgend mit unserer eigenen Forschung.

«Geschichte für eine kleine Minderheit»

Die Mehrheit der Interviewten zeigte sich grundsätzlich interessiert an der jüngsten Vergangenheitsaufarbeitung, viele äusserten Wohlwollen gegenüber der Arbeit der UEK und befragten uns zu den Inhalten des Berichts. Kritik äusserten die DiskussionsteilnehmerInnen jedoch an der Art der Vermittlung der Forschungsergebnisse. Philipp L. (Jahrgang 1950) etwa stellte gleich zu Beginn des Interviews klar, er habe aus den historiografischen Aufarbeitungen nichts erfahren, was man nicht schon längst hätte wissen können. Die Arbeit der UEK taxierte er denn auch als Bedürfnis einer kleinen intellektuellen Elite. Eine Kritik, die in den Gruppendiskussionen wiederholt gekoppelt war an das Problem des Wissenstransfers. So gibt denn Lisa W. (Jahrgang 1962) auch zu bedenken: «Ich finde die Arbeit der Bergierkommission sehr wichtig, aber ich bin mir bewusst, dass damit nur ein sehr kleiner Teil der hier lebenden Bevölkerung erreicht wird. [...] Es setzt relativ weit reichende Bildung voraus.»

Immer wieder wurde in den Diskussionen über den UEK-Bericht die Frage aufgeworfen, wer «das» überhaupt liest beziehungsweise lesen soll, es sei «zu theoretisch». Viele der durchaus an der Thematik interessierten DiskussionsteilnehmerInnen liessen erkennen, wie wenig sie sich als AdressatInnen publizierter Forschungsergebnisse sehen. Gerade jüngere DiskussionsteilnehmerInnen wie etwa Melanie S. (Jahrgang 1991) warfen ein, die Berichte der UEK zielten an «den Normalen» vorbei, weil «nichts Persönliches» drinstünde und sie sich an Fachleute richteten. Fakten- beziehungsweise theorielastige Bücher seien, wie die Gymnasiastin Sarah D. (Jahrgang 1990) darlegte, unzeitgemässe Transmitter. Viel wichtiger seien audiovisuelle Medien, da selbige einfacher rezipiert werden könnten. Sarah D. berichtete aus ihrem Bekanntenkreis, dass Lesen nicht zur

Lieblingsbeschäftigung von jungen Menschen gehöre. Daniel H. (Jahrgang 1963) betonte den zentralen Stellenwert des Mediums Fernsehen in der heutigen Gesellschaft: «Wenn man einen Spielfilm gemacht hätte aus diesem Thema», hätten breitere Bevölkerungskreise Zugang finden können und in Sachen Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit wäre «mehr passiert».

Solche Überlegungen knüpfen an in der Forschung geführte Diskussionen an, wie historische Erfahrung in Unterricht und Medien vermittelt und wie die Erinnerung an diese Ereignisse wach gehalten werden kann, welche Konsequenzen auch im Rahmen politischer Bildung daraus zu ziehen wären. Gerade die mediale Verarbeitung dieser Erfahrung etwa mittels Film, wie sie Daniel H. oder Sarah D. vorschlagen, bot in der Wissenschaft immer wieder Anlass für kritische Auseinandersetzungen und Fragen nach Sinn, Grenzen und Problematik medialer Vermittlung. Scheint sich das Publikum eher Geschichten und emotionale Anbindungsmöglichkeiten zu wünschen, wird eine solche Annäherung von WissenschaftlerInnen oftmals beargwöhnt. Ob und inwiefern aber Emotionen und Affekte kritischer Betrachtung gegenläufig sein müssen, bleibt zu diskutieren.

«So locker zu urteilen»

Wie eingangs erwähnt, bilden die Debatten der 1990er-Jahre die Folie, vor deren Hintergrund die Interviewten mit uns über die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs diskutierten. Aus ihren Aussagen wird deutlich, wie wichtig für sie die Frage ist, wie die Haltung der damaligen Schweiz zu beurteilen und welche Interpretation beziehungsweise Deutung die richtige sei. So Joseph E. (Jahrgang 1965): «Wenn ich mich heute wieder mal auf diesen Richterstuhl setzen müsste und entscheiden dürfte, haben die Schweizer Banken im Zusammenhang mit den Nachrichtenlosen Vermögen gesündigt, ja oder nein? Dann kann man im Nachgang locker sagen, natürlich haben sie gesündigt. [...] Ich finde es extrem heikel und es ist für mich einfach auch nicht rechtmässig, in diesem Nachgang so locker zu urteilen, dass der Bankdirektor X oder der Rüstungs-Manager Y ethisch gesündigt hat, oder. Dass es passiert ist, [...] ist für mich sonnenklar und da profitieren wir heute alle noch davon.» Dass damaliges Handeln nach «heutigen Massstäben» als problematisch zu beurteilen sei, war in den Gruppendiskussionen wiederholt zu vernehmen.

In wissenschaftlichen Beiträgen, so auch im Aufsatz von Regula Ludi, ist oft von einem Generationenkonflikt die Rede. Wie die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs interpretiert wird, hängt in unserem Sample jedoch eher von der politischen Haltung der Interviewten ab als von deren Generationszugehörigkeit. So lässt sich weder den von uns befragten sogenannten ZeitzeugInnen ein idealisierter Blick auf die damalige Rolle der Schweiz unterstellen, noch umgekehrt ein geschichtsbildkritischer den nachfolgenden Generationen.

Jedoch wird generationelle Differenz in Gruppendiskussionen häufig als Argument vorgebracht. So etwa dann, wenn ältere TeilnehmerInnen behaupten, dass die junge Generation ignorant gegenüber der Geschichte sei, die Zeitzeugen-Generation von ihren Söhnen und Töchtern vereinnahmt werde gegen die UEK oder aber auch behauptet wird, dass die heutige Generation mehr Distanz zum Geschehen habe und deshalb differenzierter urteilen könne. Unsere Studie zeigt, dass Generationszugehörigkeit weniger die Sicht auf die Vergangenheit bestimmt, als vielmehr eine diskursive Selbst- und Fremdthematisierungsformel ist, die im Ringen um die richtige Interpretation der Vergangenheit als Differenzkategorie argumentativ verwendet wird.

Betonten die einen die Historizität ethisch-moralischer Massstäbe, wandten sich andere TeilnehmerInnen vor allem dagegen, dass in der Vergangenheit verübte Schuld nachfolgenden Generationen angelastet wird. Diese Voten lassen sich verstehen als Einwände gegen einen stark in moralischen Kategorien geführten Vergangenheitsdiskurs und gegen eine von der Geschichtswissenschaft und der Politik verfolgte Festschreibung der Deutung historischer Erkenntnisse.

«Es muss abgeschlossen sein, irgendwann»

Erinnern, um aus Fehlern zu lernen, sei wichtig, darin sind sich die 72 DiskussionsteilnehmerInnen einig. Dennoch müsse Vergangenheit auch abgeschlossen werden. So führt etwa Hannes O. (Jahrgang 1979) aus: «Man sollte die Vergangenheit aufarbeiten, damit man sie sauber abschliessen kann und nicht Hunderte von Jahren unerledigte Geschäfte mit sich schleppt. Und wenn es mal abgeschlossen ist, soll man die Lehren draus ziehen und das vielleicht bei einem anderen Mal besser machen. Aber es muss abgeschlossen sein, irgendwann.» Diese Meinung vertraten TeilnehmerInnen unterschiedlichen Alters. Zwar habe der Zweite Weltkrieg durchaus noch seine Berechtigung im schulischen Unterricht, alltagsrelevant hingegen seien «andere Probleme». Mit den Debatten der 1990er-Jahre und der erfolgten Vergangenheitsaufarbeitung wisse man «es» nun, ertönte es wiederholt. Die Hausaufgaben, so die Sicht vieler TeilnehmerInnen, seien dank der Arbeit der UEK gemacht, eine (Erinnerungs-)Pflicht scheint erfüllt zu sein. Die Vorstellung, dass man sich (auch kritisch) mit der Vergangenheit auseinandersetzen sollte, fand in den Gruppendiskussionen breite Befürwortung. In Bezug auf die nationalsozialistische Epoche, den Holocaust und die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs zeigt sich diese allerdings als ambivalent, denn gleichzeitig signalisierten sowohl jüngere als auch ältere TeilnehmerInnen Überdruss, wurde eine Dauer- und Omnipräsenz dieser Vergangenheit, über die man hinreichend unterrichtet sei, bemängelt. Als Gebrauchsgeschichte massen ihr viele nur noch geringe Relevanz bei. Dem über die Einsetzung der UEK auch staatlich getragenen Bekenntnis zur immerwährenden Relevanz der Holocausterinnerung gegenüber

zeigen sich hier gegenläufige Erinnerungsinteressen. So stellt sich die Frage, inwiefern *Erinnern* und *Aufarbeiten,* verknüpft mit dem Bekenntnis, aus der Geschichte lernen zu wollen, als Zugeständnis an den vom Holocaustparadigma geprägten Erinnerungsdiskurs letztlich leere Formeln bleiben.[9]

Nicole Peter, Nicole Burgermeister

Pour une approche globale de la réception du passé: la mémoire collective comme objet d'analyse

Dans son article «Die Historisierung der Erinnerung», Regula Ludi constate la faible réception dont ont bénéficié les résultats des travaux de la Commission Bergier (UEK/CIE). Elle souligne notamment «eine Dominanz der Erinnerung von Dabeigewesen», (279) pointant ainsi le problème d'une prédominance dans l'espace public de la parole du témoin. La CIE n'a pas eu pour mandat de s'intéresser au vécu de la population suisse durant la Seconde Guerre mondiale. Or les témoins ont joué un rôle central dans les débats durant cette période de réévaluation du passé. C'est à ces questions que ce texte souhaite contribuer à l'appui d'un travail consacré à la mémoire de la Seconde Guerre mondiale en Suisse telle qu'elle s'exprime dans les récits de témoins et dans les propos d'élèves qui les ont écoutés.[10]
Entre 1998 et 2001, dans le contexte des débats à propos du rôle de la Suisse durant la Seconde Guerre mondiale et tandis que la CIE mène ses recherches en écartant volontairement les témoignages oraux, l'association Archimob (Archives de la Mobilisation) récolte plus de 500 témoignages filmés de personnes racontant leurs souvenirs de la période de la guerre. Afin de médiatiser ce travail, l'association réalise l'exposition *L'Histoire c'est moi. 555 versions de l'histoire suisse 1939–1945*. Celle-ci cherche à sensibiliser le public à la pluralité des expériences vécues et à la manière dont les témoins s'en souviennent plus d'un demi-siècle après les événements concernés. Elle vise à mettre à distance le clivage simplificateur entre témoins et historiens. Car s'il est vrai qu'une partie des témoins perpétue l'image d'Epinal d'une Suisse héroïque, d'autres remettent en question cette perspective.

Paroles de témoins

Les histoires personnelles qui composent la mémoire d'un individu se mêlent au récit collectif sur le passé. Ensemble, ils véhiculent une vision de l'histoire reposant sur des représentations sociales qui ne sont pas le simple reflet des réalités passées.[11] Lorsque le récit collectif se modifie, comme cela a été le cas dans la

Suisse des années 1990, l'histoire individuelle est également concernée et sujette à une redéfinition. Ce processus de repositionnement est difficile, précisément parce qu'il remet en question la construction identitaire de l'individu. Le lien qui marque le rapport entre l'individu et les groupes sociaux dans lesquels il s'inscrit explique pour une large part le refus d'un nombre important de témoins-acteurs de l'époque de la guerre d'entrer en matière de réévaluation et de réinterprétation du passé à l'ère du national-socialisme. Mais tous ne s'y opposent pas, à l'instar d'un témoin qui décalre: «Je suis scandalisé par l'attitude des autorités. On savait qu'on produisait des moteurs pour les Allemands. C'était un argument tangible. Avec ce matériel, on pouvait aussi renforcer notre propre armée. Cela nous faisait vivre. Je peux l'assumer sans honte. J'y ai participé jour après jour. Je ne me sens pas coresponsable ou coupable, absolument pas. Il faut connaître l'époque. Mais dans une période aussi dramatique, il y a une limite morale. Et cette limite a été largement dépassée quand on a refoulé les réfugiés juifs.»[12]

Comme le montre ce témoignage – cet homme n'a pas exercé d'activité professionnelle dans le domaine de l'armement ni pris part au refoulement de réfugiés – l'individuel et le collectif s'imbriquent étroitement. Cette imbrication ressort fortement de la plupart des témoignages de *L'Histoire c'est moi*. Les affirmations s'énoncent tantôt à titre personnel, tantôt collectivement, dans un va-et-vient continuel entre le «je», le «nous» et le «on». Si la tendance à extrapoler le général à partir de l'expérience personnelle est un phénomène largement répandu, elle prend ici une dimension particulière. Face à la condamnation du passé de la Suisse et à la disparition de la plupart des acteurs de l'époque, rendant impossible la justification de leurs actes, les témoins tendent à se penser comme les représentants de tous ceux qui ont vécu la période de la Seconde Guerre mondiale.[13]

La forme collective que prend l'évocation du passé masque la nature profondément hétérogène d'un ensemble d'expériences individuelles et plurielles. S'exprimant sur les débats à propos de la Suisse durant la guerre, un témoin dit: «[...] aujourd'hui, on estime que la génération ayant vécu la guerre a failli à sa tâche, ce qui est malheureux. L'avons-nous vraiment mérité?» Un autre affirme: «[...] et puis voilà les Etats-Unis qui font tant d'histoires, ça nous a terriblement fâchés. Des historiens si jeunes, qui n'ont pas vécu cette époque.» Un troisième raconte: «[...] ce qui m'a étonné dans le débat, c'est qu'on a joué les innocents. [...] On ne voulait pas savoir tout ce qui s'était passé et combien on a été coresponsable dans bien des cas.» Un dernier dit: «[...] bien sûr que les anciennes plaies ne doivent pas rester béantes. Mais on ne devrait pas oublier qu'elles existent. [...] Et que la vérité peut parfois être très, très désagréable.»[14] Chaque témoin parle au nom d'une entité collective, mais les propos tenus divergent.

La mémoire de la Seconde Guerre mondiale est-elle dès lors fragmentée en autant de souvenirs subjectifs qu'il y a de témoins? Sous la diversité des récits et des témoignages, *L'Histoire c'est moi* donne à voir des acteurs du passé devenus «témoins malgré eux»[15] d'une réalité plus profonde qui échappe de prime abord à l'analyse. Confrontés au même problème – la remise en question du rôle joué par la Suisse durant la Seconde Guerre mondiale –, ils deviennent des vecteurs d'une mémoire collective qu'ils partagent au sein d'une même génération. Malgré les réponses différentes qu'ils apportent, les témoins appréhendent ce passé avec le langage qui a marqué leur époque, un outillage intellectuel spécifique qui leur est commun. Ils partagent le vécu d'événements qu'ils ont tous connus.[16] Aussi, le matériau récolté par Archimob révèle-t-il une certaine homogénéité dans la manière dont les témoins se positionnent à l'égard de la période de la guerre: la plupart se sont sentis en guerre et ont traversé cette période avec crainte et sacrifices.

Paroles d'élèves

A travers la visite de l'exposition, les élèves réceptionnent cette mémoire collective et en deviennent à leur tour des porteurs. L'exposition participe en somme à la construction d'une représentation du passé qui est pour certains aspects partagée par les témoins et par les élèves.

Lorsqu'on interroge les élèves explicitement sur la nature des témoignages oraux, ils sont réceptifs à la diversité des expériences individuelles et aux contradictions qui en résultent. Ils saisissent, à leur échelle, la nature située et interprétative des discours mémoriels et historiques. Mais lorsque les élèves racontent leurs souvenirs de l'exposition, leur rapport aux témoignages est nettement moins distancié. Même s'ils n'ont pas entendu les mêmes récits, leurs propos convergent vers une vision commune de la Suisse durant la Seconde Guerre mondiale et véhiculent des représentations similaires autour de trois thématiques récurrentes: la capacité de défense et d'armement, la remise en question de la neutralité, les conséquences de la guerre sur la vie quotidienne de la population suisse.

Les questions de défense et d'armement sont évoquées par la plupart des élèves. Ils sont intrigués par le peu de préparation de l'armée suisse, par l'obsolescence de son équipement et par la facilité avec laquelle le pays aurait pu être envahi par l'Allemagne nazie. Concernant la neutralité du pays, la question de la collaboration avec les puissances de l'Axe est fréquemment évoquée par les élèves. Ils font référence aux livraisons d'armes, aux accords commerciaux et aux transactions financières. Dans leurs propos, ces questions semblent nouvelles et contribuent à modifier la vision qu'ils avaient d'une supposée neutralité helvétique. C'est aussi le cas de la politique d'asile à l'égard des réfugiés juifs. Finalement, les élèves sont également sensibles aux souffrances et aux sacrifices

de la population suisse durant la guerre. Ils parlent de la peur d'une invasion, de l'obscurcissement des villes pour éviter les bombardements, des soldats mobilisés, du quotidien des femmes qui ont assumé le travail des hommes en plus des tâches habituelles, du rationnement et des restrictions alimentaires, du plan Wahlen et de l'extension des cultures jusque dans les parcs citadins, des problèmes économiques dus à une situation d'enfermement du pays. Les élèves en concluent que la Suisse a été prise dans la guerre même si elle n'y a pas directement pris part.

Du récit individuel à la mémoire collective

En donnant sens à cet ensemble pluriel, les élèves reproduisent les mécanismes mémoriels plutôt qu'ils ne les interrogent. Les récits qu'ils retiennent tendent à être reformulés comme des certitudes à propos du passé. Ils reconfigurent les histoires individuelles au sein d'une histoire collective et, à partir de quelques bribes de mémoire recueillies lors de la visite, se construisent une représentation de la Suisse durant la Seconde Guerre mondiale qui gomme le plus souvent les contradictions, les oppositions, la complexité du passé. Par exemple, s'ils se souviennent de deux témoins disant avoir souffert de la faim, les élèves retiennent que les Suisses ont eu faim. S'ils se souviennent de quelques témoins opposés au nazisme, ceux-ci deviennent représentatifs de l'état d'esprit d'une large part de la population.

La manière dont les élèves réceptionnent les récits des témoins fait en somme écho à la façon dont les témoignages sont eux-mêmes marqués par une tendance à la généralisation à partir de l'expérience personnelle. Ils tendent alors à perpétuer les représentations véhiculées par des témoins de *L'Histoire c'est moi* qui ne s'accordent pas nécessairement avec l'état de la connaissance historique. L'exemple le plus frappant est celui du Réduit national dont la fonction préventive reste, pour la plupart des élèves interrogés, une raison valable pour expliquer la non invasion de la Suisse.

Au final, l'exposition contribue bien plus à dégager les dimensions d'une histoire partagée et corrélative d'un discours consensuel. La prégnance de cette mémoire collective, qui fait fi de la distance générationnelle, donne une explication à la difficile réception des travaux de la CIE et à la résistance face à la nouvelle appréhension du passé qui s'impose. Aussi les composantes de cette mémoire collective sont-elles à prendre en compte si l'on cherche à enrichir les représentations du passé à l'aune de nouveaux résultats issus de la recherche historique, résultats dont la seule diffusion ne suffit pas pour modifier la perception du passé. Un traitement critique du passé ne signifie pas qu'il faille briser cette mémoire, mais invite bien plus à en tenir compte dans le processus de réinterprétation du passé et de la réception qui en est faite. Ce processus n'est de loin pas terminé.

Souhaiter aux travaux de la CIE une meilleure réception qu'ils ne l'ont eue jusqu'à présent est certes louable, mais il s'agit d'inscrire ce «desiderata» de la recherche (p. 278) dans une approche globale de la réception de la Seconde Guerre mondiale en Suisse.

Nadine Fink

Die UEK in Schule und Öffentlichkeit: Wo ist sie? – Schlussbemerkungen

Alle drei Beiträge werfen Schlaglichter auf die anhaltende Krise im Geschichtsbild der Schweiz. Die Kontroverse der 1990er-Jahre hat das ehemals hegemoniale Bild einer von den NS-Verbrechen scheinbar unberührten Schweiz zurückgedrängt. An dessen Stelle ist kein neues hegemoniales Bild getreten. Auszumachen ist vielmehr eine Vielfalt von kollektiven Erzählungen, die miteinander konkurrieren und auf unterschiedliche Weise versuchen, den Holocaust als Teil der nationalen Geschichte zu akzeptieren.

Welche Rolle spielt die historische Forschung respektive die UEK in diesem Prozess? Ähnlich wie Ludis Blick auf die innerwissenschaftliche gibt auch der Blick auf die ausserwissenschaftliche Rezeption wenig Anlass zu Euphorie. Zumal für eine kritische Geschichtsforschung, die ihren Daseinszweck auch in der aktiven Beteiligung am öffentlichen Umgang mit Geschichte sieht. Im Feld des Geschichtsunterrichts zeigt sich, dass zunächst die Politik den Bereich des schulisch Sagbaren (und folglich auch Denkbaren) begrenzt. Eine sich gegenüber der Geschichtswissenschaft emanzipierende Fachdidaktik, die ihre Rolle nicht mehr als blosse Vermittlungshelferin sieht, sich über ihre neue (gesellschaftspolitische) Funktion aber noch nicht restlos klar ist, trägt das ihre zur Entschärfung der UEK-Ergebnisse in der Schule bei (Schär, Sperisen). Eine weitere Öffentlichkeit empfindet das präferierte Kommunikationsmedium von Historikerinnen und Historikern (das dicke Buch) als elitär und unzugänglich. Diskutiert wird zudem weniger auf einer inhaltlichen Ebene über Forschungsergebnisse der UEK als auf einer Metaebene über die Frage, ob vergangene Handlungen an moralischen Normen der Gegenwart gemessen werden dürften. Die Gegenwartsrelevanz der Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs wird grundsätzlich infrage gestellt (Peter, Burgermeister). Die durch die Krise der 1990er-Jahre erzeugte Notwendigkeit, nationale Geschichtsbilder neu zu formulieren und insbesondere mit dem Umstand der (akzeptierten oder negierten) Involvierung in die NS-Verbrechen kompatibel zu machen, erfolgt also, so scheint es, ohne vertiefte Auseinandersetzung mit historischen Forschungsergebnissen. Die reformulierten nationalen Narrative werden gewissermassen an Wissenschaft und Unterricht

vorbei von den älteren Generationen an die jüngsten Nach-UEK-Generationen weitervererbt (Fink).

Was bedeutet dies für die Geschichtsforschung? In Anlehnung an Regula Ludis Konzept der Gebrauchsgeschichte, das sie bei Guy Marchal ausleiht, könnte man sagen: Es ginge wohl darum, die historische Forschung «brauchbarer» im Sinn von zugänglicher zu machen. Im konkreten Fall der UEK ist die Situation insofern speziell, als der Bund zwar mehrere Millionen Franken für die Erforschung der Kriegsvergangenheit, jedoch nichts für eine adressatengerechte Kommunikation der Forschungsergebnisse aufgeworfen hat. Dass die 11'000 Seiten umfassende Publikationsreihe der UEK «ungebraucht» im Sinn von unbenutzt geblieben ist, hat also auch politische, von der Geschichtsforschung wenig beeinflussbare Gründe. Zu fragen wäre aber auch, inwiefern die Geschichtsforschung die Früchte ihrer Anstrengungen nicht auch selbst «brauchbarer» machen könnte. Dies setzt Verschiedenes voraus: Zum einen, überhaupt mehr über die Möglichkeiten und Grenzen der öffentlichen Rezeption von historischer Forschung zu wissen. Es handelt sich hierbei um empirische Fragen nach den politischen, institutionellen, sozialen und psychologischen Mechanismen, die das Erzählen jener Geschichten beeinflussen, mit denen Menschen ausserhalb von historischen Seminaren sich in Zeit und Raum verorten. Mit einem Wort: Es braucht mehr empirische Erinnerungsforschung. Zum anderen scheint es angezeigt, systematischer darüber nachzudenken, vermittels welcher Medien und in welchem Jargon wissenschaftliche Ergebnisse so kommuniziert werden können, dass sie Teil einer breiteren Geschichtskultur werden. Schliesslich geht es im konkreten Themenbereich «Schweiz – Zweiter Weltkrieg» auch um eine Reflexion der zentralen Analysekategorien. Im Zentrum der meisten Untersuchungen der UEK stand, dem Mandat von Bundesrat und Parlament folgend, die Frage, welche Folgen die Interaktionen einer relativ kleinen, vorwiegend bürgerlichen und fast ausschliesslich männlichen Elite von schweizerischen Verantwortungsträgern mit den nationalsozialistischen Machthabern für die Opfer des NS-Regimes hatten. Diese kritische Elitengeschichte wurde narrativ zu einer Geschichte «der» Schweiz verallgemeinert. Aus der Reflexion der Tücken der Nationalgeschichte gingen in den letzten Jahren zahlreiche neue Konzeptionen hervor.[17] So drängt sich auch mit Blick auf die Weltkriegsgeschichte die Frage auf, ob anstelle der einen, durchaus kritisch intendierten, aber dennoch homogenisierenden Nationalgeschichte nicht eine Vielzahl von Erzählungen offeriert werden sollten. Erzählungen, die den innergesellschaftlichen Hierarchien und der daraus resultierenden Vielfalt historischer Erfahrungen ebenso Rechnung tragen wie dem Umstand, dass immer mehr Vorfahren der schweizerischen Bewohnerschaft während der Kriegszeit gar nicht in der Schweiz lebten. Welche Bedeutung haben die europäischen Kriege und Völkermorde für die sozialen Positionen und die Selbstverständnisse

von Mitgliedern einer zunehmend heterogenen und nach wie vor hierarchisch organisierten Gesellschaft wie der Schweiz? Gut erzählte Antworten auf diese Frage dürften helfen, den «Gebrauchswert» akademischer Geschichtsschreibung wieder zu steigern.

Bernhard C. Schär

Anmerkungen / Notes

1 Es handelt sich um ein Teilergebnis eines an der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz durchgeführten SNF-Projekts über die Aneignung und Transformation der UEK-Forschungsergebnisse durch die Lehrmittelautorschaft und durch Lehrpersonen im Unterricht. Als Datengrundlage dienten nebst dem Schulbuch ausführliche Interviews mit rund 20 Lehrpersonen sowie zwölf auf Video aufgezeichnete Geschichtslektionen. Aus Platzgründen gehen wir hier nur auf den ersten Teil – die Schulbuchanalyse – ein. Ausführliches in Bernhard C. Schär, Vera Sperisen, «Switzerland and the Holocaust. Teaching Contested History», *Journal of Curriculum Studies* 42/5 (2010), 649–669.

2 Die wortgleiche Formulierung findet sich auf S. 6 und 118. Auf S. 67 heisst es, «die Schweiz» sei nicht in den Zweiten Weltkrieg «verwickelt gewesen. Auch hatte nicht sie die Ermordung der Juden zu verantworten [...].»

3 Jahresbericht 2003, http://www.gelebte-geschichte.ch/jahresberichte/frame_jahresberichte_d.htm (Version vom 25. 10. 2013).

4 Referate von Aeppli, Gautschi und Bonhage in der Rubrik «Medienspiegel» in http://www.lehrmittelverlag-zuerich.ch/Lehrmittel-Sites/HinschauenundNachfragen/%C3%9CberdasLehrmittel/tabid/470/language/en-US/Default.aspx.

5 Ausführungen zum Kompetenzmodell, das dem Buch zugrunde liegt, finden sich in der Rubrik «Konzept > Kompetenzen» in http://www.lehrmittelverlag-zuerich.ch/Lehrmittel-Sites/HinschauenundNachfragen/%C3%9CberdasLehrmittel/tabid/470/language/en-US/Default.aspx.

6 Vgl. zu methodischen Fragen unsere Dissertation: Nicole Burgermeister, Nicole Peter, *Intergenerationelle Erinnerung in der Schweiz. Zweiter Weltkrieg, Holocaust und Nationalsozialismus im Gespräch,* Wiesbaden 2014.

7 Vgl. dazu: Georg Kreis, «Das verpasste Rendez-vous mit der Weltgeschichte», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 54 (2004), 327.

8 Daniel Levy, Michael Heinlein, Lars Breuer, «Reflexive Particularism and Cosmopolitanization: the Reconfiguration of the National», *Global Networks* 11/2 (2011), 139–159; Harald Welzer (Hg.): *Der Krieg der Erinnerung, Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis,* Frankfurt a. M. 2007.

9 Auf die «erinnerungspolitische Sackgasse» von moralisch aufgeladenen Erinnerungsritualen verweisen u. a. Ulrike Jureit, Christian Schneider, *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung,* Stuttgart 2010.

10 Mon propos s'appuie sur l'ouvrage suivant: Nadine Fink, *Paroles de témoins, paroles d'élèves. La mémoire et l'histoire de la Seconde Guerre mondiale de l'espace public au monde scolaire,* Berne 2014.

11 Denise Jodelet, «Mémoire de masse: le côté moral et affectif de l'histoire», *Bulletin de psychologie* 45/ 405 (1992), 239–256.

12 *L'Histoire c'est moi,* DVD, séquence 2-3-1: «La Suisse sur le banc des accusés», Max Wickart.

13 Christof Dejung, Thomas Gull, Tanja Wirz, *Landigeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930–1945*, Zürich 2002.

14 *L'Histoire c'est moi,* DVD, séquence 2-1-1: «L'Histoire et moi», dans l'ordre de citation: Ernst Sachs, Vreni Custer-Briner, Franz Schmidbauer, Charles Inwyler.
15 Marc Bloch, *Apologie pour l'histoire ou métier d'historien,* Paris 1993.
16 Marc Bloch, «Réflexions d'un historien sur les fausses nouvelles de la guerre», *Revue de synthèse historique* 3/97–99 (1921), 13–35.
17 Ulinka Rublak (Hg.), *Die neue Geschichte. Eine Einführung in 16 Kapiteln,* Frankfurt a. M. 2013.